

Die Grundlagen der Bindungstheorie wurden in den 50er Jahren gelegt, als Mary Ainsworth zum Forschungsteam von John Bowlby stieß und anschließend erste Felduntersuchungen in Uganda begann (Ainsworth 1967). Die folgenden 30 Jahre Bindungsforschung waren im Wesentlichen gekennzeichnet durch genaues Beobachten von Bindungssignalen und mütterlicher Feinfühligkeit, den Verhaltensstrategien sicher und unsicher gebundener Kinder in der Fremden Situation und den weiteren Folgen für die Entwicklung. Die wichtigsten Schriften von Ainsworth und Bowlby aus diesen Jahren wurden kürzlich in Deutsch veröffentlicht (K. Grossmann/Grossmann 2003). In den 70er Jahren begannen – im Vertrauen auf die Tragfähigkeit der Bindungstheorie – einige außerordentlich engagierte Untersuchungen, die Bedeutung lebenslanger Bindungen im Leben von Kindern z. T. bis über das 20. Lebensjahr hinaus zu untersuchen. Die wenigen Forscherinnen und Forscher, die ein solches lebenslanges Wagnis auf sich genommen haben, waren im Sommer 2003 zu einer Konferenz in Regensburg über „Attachment from Infancy and Childhood to Adulthood“ zusammengekommen, um ihre Ergebnisse zusammenzufassen und mit anderen Bindungsforschern zu diskutieren (K. E. Grossmann et al. 2005).

Das Bild, das nach nunmehr 50 Jahren Bindungsforschung entstanden ist, ist ebenso vielschichtig und differenziert wie überzeugend klar und deutlich. Unsere eigenen Untersuchungen zeigen, dass psychische Einschränkungen bis zum 22. Lebensjahr statistisch signifikant mit ungünstigen Bindungserfahrungen zusammenhängen, wenn auch nicht mit einzelnen Methoden, wie z. B. der Fremden Situation (K. E. Grossmann et al. 2002; K. Grossmann/Grossmann 2004). Im internationalen Vergleich halten sich Untersuchungen etwa die Waage, die Zusammenhänge mit der Fremden Situation finden und solche, bei denen dies nicht zutrifft.

Alan Sroufe schloss seinen Regensburger Bericht mit zwei Fallbeispielen aus seiner Untersuchung an einer Risiko-Stichprobe in Minnesota (Sroufe et al. 2005a, 63ff). Einer soll hier kurz wiedergegeben werden.

Tony war mit 12 und 18 Monaten sicher an seine Mutter gebunden und erhielt viel Unterstützung während seiner Vorschulzeit. Er wurde bei Schuleintritt von den Lehrern sehr positiv beurteilt. In den folgenden 20 Jahren erging es ihm aber sehr schlecht. Die Eltern trennten sich im bitteren Streit, sein Vater stieß ihn zurück, die Mutter überforderte ihn an Stelle eines erwachsenen Partners. Mit 13 Jahren wendete Tony sich auf sehr konfliktreiche Weise von seiner Mutter ab. Die Mutter kam bei einem Unfall ums Leben und der Vater zog mit Tonys beiden Geschwis-

Grossmann, K. (2008). Theoretische und historische Perspektiven der Bindungsforschung. In L. Ahnert (Hrsg.), Frühe Bindung, 21-41. München: Reinhardt.

tern in ein anderes Land. Tony zog zu Tante und Onkel, die zu alt waren, um mit einem 13-Jährigen fertig zu werden. Er hatte Probleme in der Schule, keine Freunde. Mit 17,5 Jahren wurden Verhaltensstörungen diagnostiziert. Er organisierte Diebstähle mit anderen Jungen.

Tony war später depressiv und isoliert. Seine frühere sichere Bindung hat ihn nicht vor den nachfolgenden psychischen Überforderungen bewahren können. Später jedoch, als Tony bereits Vater war, wurde er zusammen mit seiner zweijährigen Tochter von neuen Forschern beobachtet, die nichts über seine Vorgeschichte wussten. Alle Beobachtungen ließen einen sehr unterstützenden Vater erkennen, geduldig, warm, verfügbar, Rahmen und Grenzen setzend und dabei seine Tochter ermutigend. Seine Beziehung zu seiner Frau war gleichermaßen positiv, engagiert, verständnis- und liebevoll. Seine Repräsentation von Bindung war jedoch vermeidend, seine Repräsentation von Partnerschaft allerdings an der Grenze zu innerer Repräsentation psychischer Sicherheit. Er verfügte aufgrund seiner frühen Bindungserfahrungen über Ressourcen, die unter ungünstigen Lebensbedingungen verschüttet waren, die ihm jedoch später trotzdem unter günstigeren Bedingungen für eine aktive adaptive Lebensgestaltung zur Verfügung standen.

Diese Geschichte ist weit mehr als nur ein Fallbeispiel. Sie reflektiert den Tenor der heutigen Erkenntnisse nach einem halben Jahrhundert Bindungsforschung. Es geht längst nicht mehr um simple Kontinuitäten früher Bindungserfahrungen – die sind, rein statistisch in zahlreichen Untersuchungen, wenn auch nicht in allen, durchaus gegeben – sondern es geht um die Art, um die Qualität des Umgangs mit möglichen psychologischen Widrigkeiten in engen Beziehungen. Ist man bereit, sich in die Lage Nahestehender zu versetzen und auch in ihrem Interesse zu handeln? Kann man selbst um Hilfe bitten im Vertrauen darauf, dass man es wert ist, Hilfe zu erhalten? Kann man selbst helfen, im Vertrauen darauf, dass Hilfe bei anderen willkommen ist, so wie bei Tonys Tochter und bei seiner Frau? Ist man in der Lage, bei Gefühlen von Versagung, Ärger, Wut, Enttäuschung und Verzweiflung nicht in Aggression, Apathie, Selbstmitleid, Angst, Depression und Isolation zu versinken, sondern stattdessen die Klärung der eigenen Gefühle und Absichten zu betreiben, um eine tragfähige Lösung zu erreichen? Wann sind die Umstände dafür günstig, wie bei Tony als Vater, und wann nicht, wie bei Tony nach dem Verlust seiner ganzen Familie (Sroufe et al. 2005b)?

Die empirischen Belege mehren sich dafür, dass psychische Sicherheit vor allem durch eine mütterliche Feinfühligkeit und die Anerkennung des